

Olaf Mörke

***Geschwinde Zeit* – Der Dreißigjährige Krieg und die Cimbrische Halbinsel¹**

Eutin im Barock – das Thema der Tagung mutet so eingegrenzt an, wie der Untertitel des vorliegenden Aufsatzes *Der Dreißigjährige Krieg und die Cimbrische Halbinsel* zugegebenermaßen eher großzügig dimensioniert zu sein scheint. Beides, die historische Lokalstudie und eine Sicht auf die Geschichte aus deutlich größerer Flughöhe, passt bei dem Tagungsthema gleichwohl gut zusammen. Eutin ist heute Kreisstadt und Mittelzentrum in dem relativ kleinen Bundesland Schleswig-Holstein. In der Größenrangfolge der schleswig-holsteinischen Städte steht Eutin mit seinen ca. 17000 Einwohnern auf einem Platz um die Mitte der Zwanziger. Es ist nicht vermessen, wenn man die bescheidene Einschätzung der politischen und kulturellen Bedeutung des Ortes als Mittelzentrum für zutreffend hält. Und doch müssen wir uns, betrachten wir die Geschichte Eutins im 17. und 18. Jahrhundert, von der vermeintlichen Beschränkung auf das Kleinräumige frei machen. Sie wird der Rolle des Ortes im Zeitalter des Barock nicht gerecht. Die in Eutin residierenden Fürstbischöfe aus dem Hause Holstein-Gottorf standen in einem dynastischen Netzwerk, das die Entwicklung des höfischen Lebens in Eutin in einen europäischen Kontext setzte. Stadt und Hof entwickelten sich zu einem der kulturellen Zentren der Cimbrischen Halbinsel, des Raumes zwischen Elbe und Skagerrak, das Impulse von außen aufnahm, die das Profil der barocken Residenz nachhaltig formten.

1 Der Artikel behält im Wesentlichen den Vortragsstil bei.

Wollen wir also etwas über *Eutin im Barock* erfahren, so ist es notwendig, über die Grenzen der Stadt und des kleinen fürstbischöflichen Territoriums hinauszublicken. Lokale und regionale kulturelle Entwicklungen leben nun einmal von Impulsen aus der näheren und weiteren Umgebung – mitunter in europäischer Dimension. Ebenso wirken diese lokalen Entwicklungen in die nähere und weitere Umgebung hinein. Das klingt selbstverständlich, ja verdächtig nach Binsenwahrheit. Aber eine Binsenwahrheit ist eben auch eine Wahrheit. Reden wir aber nicht von Binsenwahrheit, sondern besser vom argumentativen Generalbass, dann klingt das schon viel positiver. Zum einen, weil der Generalbass ein Kernelement der Barockmusik ist. Zum anderen steht der Begriff als Metapher dafür, was Historiker als Kontexte mitzudenken haben, wenn sie sich einem scheinbar lokal begrenzten Thema in etlichen Einzelaspekten widmen. Und ich denke eben bei unserem Tagungsthema mit, dass wir es bei der Zeit, mit der wir uns hier beschäftigen, mit einer Periode des beschleunigten Wandels auf vielerlei Feldern und mit der Erfahrung dieses Wandels als »geschwinder Zeit« zu tun haben.

Der schlesische Poet Andreas Gryphius (1616–1664) beklagte in seinem Gedicht *Ich habe meine Zeit in heißer Angst verbracht* die Eitelkeit irdischen Seins in einer Ära, in der Kriegserfahrung fast allgegenwärtig war und in der nichts Gewohntes mehr zu stimmen schien:

Was nutzt der hohe Stand? Der Tod sieht den nicht an! / Was nutzt mein Tun und Schreiben, /
Das die geschwinde Zeit / Wird als ein Rauch zertreiben? / O Mensch! O Eitelkeit! / Was bist du
als ein Strom, den niemand halten kann.²

Die in den Versen ausgedrückte Haltung des Alles-ist-Eitel, das Vergänglichkeitsmotiv der *Vanitas*, die zu den Grundthemen der Barockliteratur gehört, fußt auf der Erfahrung des Krieges als permanenter Bedrohung des irdischen Seins, die Denken, Fühlen und Handeln der Menschen des 17. Jahrhunderts unterfütterte. Diese Erfahrung führte sowohl zu einer Lebenshaltung, die von der auf den ersten Blick bloß resignativen *Vanitas* geprägt wurde, als auch zu der mit der Zerbrechlichkeitserfahrung eng zusammenhängenden Alternative, das irdische Leben – in Staatstheorie,

2 Am einfachsten und textlich zuverlässig zugänglich: <https://www.abipur.de/gedichte/analyse/15741-ich-habe-meine-zeit-in-heisser-angst-verbracht-gryphius.html> [3.7.2020].

Philosophie und Architektur – wider die ständige Bedrohung *more geometrico*, nach Art der Geometrie, ordnend gestalten zu wollen.

In beiden Ausformungen der damaligen Gegenwartsinterpretation schlug sich die Erfahrung des Krieges in seiner Unberechenbarkeit nieder. Das ist einer der Gründe, warum ich hier vom Dreißigjährigen Krieg rede, obwohl der ja, zeitlich gesehen, bestenfalls am Beginn der barocken Ausgestaltung Eutins und des Eutiner Hoflebens stand. Es gibt noch einen weiteren Grund an dieser Stelle vom Krieg zu reden, obwohl es bei unserer Tagung im Wesentlichen um den kulturgeschichtlichen Komplex *Barock* geht.³ Das Kriegsgeschehen auf der Cimbrischen Halbinsel endete nämlich keineswegs mit dem Lübecker Frieden von 1629 zwischen der Dänischen Krone und dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, wie verkürztes Schulwesen mitunter Glauben machen mag. Krieg gehörte mitsamt Hunger und Seuchen im gesamten 17. Jahrhundert zu den existentiellen Grunderfahrungen. Der Nürnberger Stadtsyndikus Gregorius Andreas Schmidt nannte 1698

das 17. Jahrhundert unter dem Eindruck der vielen Kriege ein ›Eißernes oder martialisches Saeculum‹, in England sprach man in ähnlicher Weise vom ›Iron Century‹, in Frankreich vom ›Siècle de Fer‹.⁴

Nun steht in der Tradition antiker Denker, so bei Ovid, das Eiserne in der Abfolge der vier Zeitalter, beginnend mit dem Goldenen, sich fortsetzend mit dem Silbernen und Ehernen/Bronzenen, ganz am Ende. Es vereinigt in sich alle negativen Vorstellungen von der Art des menschlichen Zusammenlebens, für das der weite Teile der Frühen Neuzeit prägende Krieg als kollektives Untergangs- und Endzeitszenario stand. Diesem Szenario kam freilich Notwendigkeit als Voraussetzung eines neuen Menschengeschlechtes zu. Die christliche Endzeitvorstellung, die gerade im 16. und 17. Jahrhundert weit verbreitet war, traf sich durchaus mit jenem Zeitalterdenken der griechisch-römischen Antike.⁵ Die zwei Seiten des barocken Denkens, die Vorstellung der *Vanitas* und das Bestreben, dem eine

3 Zum kulturgeschichtlichen Barock-Begriff noch immer im Überblick informativ: Rudolf Vierhaus: Deutschland im Zeitalter des Absolutismus. Göttingen 1978 (Deutsche Geschichte, Bd. 6), S. 81–102.

4 Paul Münch: Das Jahrhundert des Zwiespalts. Deutsche Geschichte 1600–1700. Stuttgart 1999, S. 24.

5 Ovid: Metamorphosen, Buch 1, Vers 72–162.

Alternative der neuen Ordnung gegenüberzustellen, finden sich hier wieder.

Für die Region der Cimbrischen Halbinsel nach dem zerstörerischen Element des Krieges im 17. Jahrhundert zu fragen, heißt auch, sich mit der Voraussetzung für die barocke Ästhetik der Ordnung zu befassen. Und, wie gesagt, in dieser Region war das Kriegsgeschehen mit dem Lübecker Frieden von 1629 keineswegs zum Ende gekommen. Das wäre im Raum der Herzogtümer Holstein und Schleswig sowie des Fürstbistums Lübeck nur der Fall gewesen, wenn der Dreißigjährige Krieg ein bloß *Teutscher Krieg* gewesen wäre, eine innerreichische Angelegenheit um die sogenannte ständische *Libertät*, um die Rechte der Reichsstände gegenüber einer kaiserlichen Herrschaftsoffensive. Aber er hatte sich längst zum europäischen Konflikt entwickelt, in den nahezu alle europäischen Mächte verwickelt waren.⁶

Das hatte sich schon vor dem Lübecker Frieden abgezeichnet. Die Großmachtambitionen Christians IV., der Dänemark-Norwegen von 1588 bis 1648 regierte, scheiterten letzten Endes. Sein Engagement im Dreißigjährigen Krieg, in den er sich 1625 als Herzog von Holstein einschaltete, um seinen Einfluss in Norddeutschland auch südlich der Elbe auszubauen, schlug gründlich fehl. Ende 1627 standen die Truppen des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein tief im dänischen Jütland. Nur dessen politische Erwägungen verhinderten die totale Niederlage des Dänenkönigs. Mit dem Friedensvertrag von Lübeck, der Christians Land 1629 die territoriale Integrität bewahrte und ihm auch seine Rolle als Herzog von Holstein und damit als deutscher Reichsfürst beließ, wurde der Dänenkönig angesichts wachsender Bedrohung sowohl Dänemarks als auch des Nordens Deutschlands durch Schweden zum Parteigänger des Kaisers.

Der böhmische Adlige Albrecht von Wallenstein, den der Krieg zu Reichtum und höchstem Einfluss geführt hatte, und der habsburgische Kaiser Ferdinand II. hatten im Norden des Heiligen Römischen Reiches Fuß gefasst. Die schon 1628 erfolgte Beilehnung Wallensteins mit dem

6 Zum Dreißigjährigen Krieg als ›Teutscher Krieg‹: Günter Barudio: Der Teutsche Krieg. 1618–1648. Frankfurt a. M. 1985. Zum europäischen Konflikt: Christoph Kampmann: Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts. Stuttgart 2008.

Herzogtum Mecklenburg und die kaiserliche Ernennung zum *General des Ozeanischen und Baltischen Meeres* belegen nicht nur dessen ganz persönliches Machtinteresse. Vielmehr zeigt sich hier auch die Absicht des Kaisers, die Kontrollmöglichkeiten an den Küsten von Nord- und Ostsee auszubauen und abzusichern.⁷

Wallensteins Rolle als Herzog von Mecklenburg war nur ein kurzes Intermezzo. Schon 1630 gerieten die Herzogtümer Holstein und Schleswig in den politischen Sog einer neuen Entwicklung. Der Schwedenkönig Gustav II. Adolf näherte sich seit seiner Invasion in Pommern 1630 bedenklich den Herzogtümern und damit den Herrschaftsbereichen sowohl des dänischen Königs als auch seiner Verwandten in Gottorf. Da Christian IV. nunmehr ja auf Seiten des Kaisers stand, ja stehen musste, war das Königreich Schweden, der große neue Konkurrent Christians um die Macht im Norden Europas rund um die Ostsee, zu einem noch deutlicheren Gegner geworden.

Das besaß natürlich eine Vorgeschichte, die mit der Übernahme der schwedischen Krone durch Gustav Våsa 1523 und der damit verbundenen endgültigen Lösung Schwedens aus der dänisch dominierten Kalmarer Union ihren Anfang genommen hatte. Ich skizziere die Entwicklung der dänisch-schwedischen Beziehungen nach 1523, weil das unser Thema direkt berührt.⁸

Beide Kronen lieferten sich 1563 bis 1570 und 1611 bis 1613 Kriege, in denen sich die Dänen noch gegen die Schweden im Kampf um das *Dominium Maris Baltici*, die Vorherrschaft im Ostseeraum, behaupten konnten. Der 1643 erneut aufgeflamte Krieg brachte den Schweden im Frieden von Brömsebro 1645 jedoch maßgebliche Gewinne auf Kosten Dänemark-Norwegens. Dazu gehörten die wichtigen Ostseeinseln Gotland und Ösel, letztere vor der livländischen Küste gelegen. Mit dem Erwerb der

7 Dazu Jens E. Olesen: Wallenstein und Skandinavien. In: Inger Schuberth/Maik Reichel (Hg.): Die blut'ge Affair' bei Lützen. Wallensteins Wende. Wettin-Löbejün 2012, S. 171–179.

8 Die Skizze folgt Olaf Mörke: Die Geschwistermeere. Eine Geschichte des Nord- und Ostseeraumes. Stuttgart 2015, S. 119–122. Ausführlicher: Nils Erik Villstrand: Sveriges Historia 1600–1721. Stockholm 2011, S. 96–148, 227–233. Informativ dazu die Karte zur Entwicklung des schwedischen Territorialbesitzes: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ortus-imprii-suecorum.png> [3. 7. 2020].

Landschaft Halland etablierte sich Schweden auf breiter Front an der Ostküste des Kattegat. Bislang hatte es nur einen stets gefährdeten, äußerst schmalen Zugang zur See nach Westen an der Mündung des Götaflusses besessen. Als 1621 dort der junge König Gustav II. Adolf dem neugegründeten Hafen- und Festungsort Göteborg die Stadtprivilegien verlieh, hatte er nachdrücklich die schwedische Absicht unterstrichen, sich von diesem in politischer, wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht so wichtigen Zugang zur Nordsee nicht verdrängen zu lassen, mehr noch: ihn mit allem Nachdruck auszubauen. 1645 war dieses Ziel erreicht. Nach einem weiteren schwedisch-dänischen Waffengang mussten die Dänen im Frieden von Roskilde 1658 die Provinzen Schonen und Blekinge an der Südspitze der skandinavischen Halbinsel sowie die norwegische Landschaft Bohus an Schweden abtreten, außerdem – allerdings nur für zwei Jahre – die Insel Bornholm und die Region um das norwegische Trondheim.

Als Frucht des militärischen Engagements ihres Königs Gustav II. Adolf, der freilich schon im November 1632 in der Schlacht beim sächsischen Städtchen Lützen gegen die Truppen Wallensteins gefallen war, und seines Kanzlers Axel Oxenstierna im Dreißigjährigen Krieg, das schwedische Truppen bis nach München geführt hatte, waren den Schweden 1648 im Westfälischen Frieden schon Vorpommern samt der Odermündung, die Hansestadt Wismar sowie zwischen Elb- und Wesermündung die Stiftslande von Bremen und Verden zugefallen.

Mit dem Frieden von Roskilde hatte die Großmacht Schweden 1658 ihre maximale Ausdehnung erreicht. Mit Finnland, Estland und Livland gebot sie nicht nur über das Ostende des Baltischen Meeres. Von dessen direktem Zugang hatte sie Russland schon 1617 im Frieden von Stolbova, der ihr Karelrien und Ingermanland einbrachte, abgeschnitten. Schweden kontrollierte überdies einen wichtigen Abschnitt der südlichen Ostseeküste. Der Verbindungsweg zwischen Ost- und Nordsee wurde nicht länger von Dänemark monopolisiert. Mit Bremen und Verden, die mit dem Friedensschluss nach dem Großen Nordischen Krieg 1719 freilich wieder verloren gingen, hatte man sich auch direkt an der Nordsee festgesetzt.

Die Cimbrische Halbinsel bildete nicht nur im Dreißigjährigen Krieg, sondern im gesamten 17. Jahrhundert und darüber hinaus eine Schlüsselregion europäischer Machtpolitik. Denn hier trafen nicht nur die Interessen

der Ostseemächte Dänemark und Schweden sowie des Heiligen Römischen Reiches aufeinander. Sie ist auch Landbrücke zwischen Ost- und Nordsee. Die Anrainer der Nordsee waren wichtige Akteure im politischen Mächtespiel der Region. Die Republik der Niederlande hatte sich um 1600 zur bedeutendsten Wirtschaftsmacht des europäischen Nordens aufgeschwungen.

Eine der Grundlagen des immensen Wohlstandes der Niederlande bildete die Versorgung Westeuropas mit Getreide aus den großen Anbaugebieten an der Südküste der Ostsee, vor allem aus dem Königreich Polen. Die Kriege in Westeuropa, vom seit den 1560er Jahren jahrzehntelang währenden Krieg gegen die Krone Spaniens in den Niederlanden bis zum Dreißigjährigen Krieg selbst, weckten zudem das Interesse niederländischer Waffenhändler und Finanziers an den Eisen- und Kupfererzlagern in Mittelschweden.⁹ All dies markiert ein politisches und wirtschaftliches Interessengeflecht, das die Konkurrenz zwischen Schweden und Dänemark noch beflügelte und in dessen räumlichem Zentrum die Cimbrische Halbinsel stand. Es ist daher sinnvoll, sich die dänisch-schwedische Konfrontationslinie in ihrer Bedeutung für unseren Raum näher anzuschauen.

Als die Truppen des Schwedenkönigs in den frühen 1630ern erst einmal in Süddeutschland beschäftigt waren, der Kaiser und die mit ihm verbündeten Stände sich ebenfalls dort gebunden sahen, nutzte Christian IV. dies zu einer Politik der Nadelstiche gegen Hamburg. »Während der 1630er Jahre führte Christian IV. einen regulären Handelskrieg gegen Hamburg.«¹⁰ Insbesondere der Glückstädter Elbzoll belastete in den 1630ern die Beziehungen zur Hansestadt. Das berührte die schwedischen Interessen, denn Hamburg war für Schweden eine Drehscheibe wirtschaftlicher und politischer Beziehungen von höchster Wichtigkeit.¹¹ Außerdem setzte Christian den Sundzoll immer wieder als Druckmittel gegen Schweden und dessen niederländischen Handelspartner ein.

- 9 Michael North: *Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen*. München 2011, S. 149–153.
- 10 Thomas Riis: *Glückstadt und Friedrichstadt*. In: Ernst Joachim Fürsen/Reimer Witt (Hg.): *Schleswig-Holstein und die Niederlande. Aspekte einer historischen Verbundenheit*. Schleswig 2003 (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, 80), S. 37–48, Zitat S. 37.
- 11 Heiko Droste: *Im Dienst der Krone. Schwedische Diplomaten im 17. Jahrhundert*. Berlin 2006 (Nordische Geschichte, 2), S. 72–80.

Spätestens seit 1635 standen die Zeichen für die Schweden auf Krieg gegen Dänemark.¹² Nach den Plänen des schwedischen Kanzlers Oxenstierna sollte er über eine Hauptangriffslinie gegen die Herzogtümer Holstein und Schleswig geführt werden. Aber erst 1643 war es so weit. Im Dezember jenes Jahres überschritt der schwedische Generalfeldmarschall Lennart Torstensson ohne formelle Kriegserklärung die holsteinische Grenze bei Trittau. Für die Dänen kam das völlig überraschend. Innerhalb weniger Wochen waren die Herzogtümer erobert und Torstensson stand im Januar 1644 in Jütland. Die befestigten Orte fielen meist kampfflos in schwedische Hand. Eine Ausnahme bildete die an der Kieler Förde auf königlich-schleswigscher Seite gelegene hochmoderne Festung Christianspries. Ihr Kommandant verweigerte die Übergabe. Ein schwedischer Überraschungsangriff führte dann doch zur Erstürmung, bei der die Besatzung, 50 bis 60 Mann, niedergemacht wurde. Ein blutiges Exempel, das die Kriegs- und insbesondere die Schwedenangst in der Region schürte.

Allein schon die Tatsache des Einfalls der Schweden, verstärkt durch seine Blitzartigkeit, wird die Menschen in Stadt und Land an die nur gut anderthalb Jahrzehnte zurückliegende Besetzung der Herzogtümer durch die Truppen Wallensteins und Tillys erinnert haben. Auch damals, 1627/28, war es nicht zu spektakulären Schlachten gekommen, aber die machten die Kriege der Zeit auch nicht aus. Sie waren zwar Vorkommnisse von oftmals politischer und militärischer Tragweite, die direkten Folgen für die Bevölkerung blieben gleichwohl meist lokal beschränkt. Dauerhafter wirkten die alltäglichen Bedrängnisse durch herumschweifende und marodierende Verbände, durch Kontributionen, abgezwungene Dienstleistungen und Einquartierungen. Sie reichten zur Verbreitung von Angst und Schrecken völlig aus. Dass es 1643 bis 1645, im sogenannten Torstenssonkrieg, nicht anders gewesen ist, davon legt ein Dokument aus dem Landesarchiv in Schleswig berechtigt Zeugnis ab. Es handelt sich um ein Mandat des Marschalls Torstensson, das er am 14. Februar 1644 von sei-

12 Die Darstellung folgt Olaf Mörke: Der verwaltete Besatzungskrieg. Ein Patent Lennart Torstenssons aus dem Schwedisch-Dänischen Krieg in Schleswig und Holstein (1644). In: Marion Bejchowetz-Iserhoht/Rainer Hering (Hg.): 99 Silbermünzen. Der Haselauer Münzfund aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Schleswig 2008 (Veröffentlichungen des Landesarchivs Schleswig-Holstein, 92), S. 31–39.

nem Hauptquartier in Hadersleben an die Bewohner der Herzogtümer ergehen ließ.¹³

Das Dokument zeigt sehr nüchtern aus der Warte des Besizers, mit welchen Problemen es die Kriegsführung vor Ort zu tun hatte. Ich zitiere einige Passagen, um das deutlich zu machen. Torstensson moniert, dass zahlreiche Bewohner die von ihm gewährte Erlaubnis, ihr wichtigstes Hab und Gut in Sicherheit zu bringen, dazu missbraucht hätten, sich selbst ihren Pflichten gegenüber dem Besizer zu entziehen, indem sie sich gleich selbst mit in Sicherheit brachten. Dies geschehe »zu vntertretung ihrer Nachbarn und Neben-Christen«, zum Betrug an den Mitmenschen. Solcherart Betrüger entzögen sich »nicht allein der begehrten Leidlichen Kriegshülfe«, den Kontributionen, sie würden »sich auch willkürlich wieder Ihre König[liche] May[es]t[ät] zu Schweden Armee in Diensten gebrauchen lassen«, also in Feindesdienst gehen. An die Entwichenen aller Stände ergeht nunmehr die dringliche Aufforderung, innerhalb eines Monats zurückzukehren und die einquartierten schwedischen Truppen

nach der, dem Vermögen eines jeglichen Zustandes gleich gerichteten anstalt, [zu] vnterhalten vnd verpflegen. [...] wiedrigen fals aber wird ein jedweder der obstinat aussenbleiben [...] dasselbe zu erwarten haben müssen, was die Gelegenheit vnd der Zustandt der Zeit an Orth vnd Ende, da ein solcher Heut oder Morgen angetroffen werden wird, mag abgeben vnd mitbringen können.

Die Strafandrohung enthielt eine versteckte Todesdrohung. Das Patent folgte aber nicht nur dem Strafprinzip, sondern eher dem von Zuckerbrot und Peitsche. Den innerhalb eines Monats zurückkehrenden Bewohnern wurde nämlich zugesichert, dass die Belastung auf die »behueffige Nothdurft«, das unbedingt Notwendige, beschränkt werde. »Ein jedweder« werde außerdem »bey den Seinigen geruhiglich geschützt«. Das meinte vornehmlich Schutz vor Marodeuren und dem Plündern durch die eigene Soldateska. Ob der erfahrene Kriegsmann Torstensson selbst daran glaubte, dass solche Drohungen und Versprechungen etwas nützten, entzieht sich unserer Kenntnis.

13 Landesarchiv Schleswig-Holstein (LASH) Abt. 7/3472.

Es bleibt aber festzuhalten: Die nachgerade zum geflügelten Wort geronnene Aussage »Der Krieg ernährt den Krieg«, die Friedrich Schiller in *Die Piccolomini*, dem zweiten Teil seiner Wallenstein-Trilogie, dem General Isolani in den Mund legt, markiert knapp und auf den Punkt gebracht die wesentlichen Aspekte der Kriegserfahrung in den Herzogtümern, sowohl 1627/28 als auch zwischen 1643 und 1645 und während des neuerlichen Dänisch-Schwedischen Krieges der Jahre 1657 bis 1660.¹⁴ Zum einen bezieht sich die Metapher vom Krieg als Ernährer des Krieges auf ein verbreitetes Rekrutierungsmuster für die herumziehenden Heere, das Schillers Isolani im gleichen Atemzug in den so realistischen wie zynischen Satz »Gehn Bauern drauf, Ei, so gewinnt der Kaiser mehr Soldaten« kleidet.¹⁵ Zum anderen bedeutet sie, dass angesichts des weitgehenden Fehlens eines militärischen Nachschub- und Besoldungssystems für die Truppen diese durch Raub, Plünderung und Schutzgelderpressung in dem Landstrich, in dem man sich gerade aufhielt, selbst für ihren Unterhalt sorgten. Auch unsere Region war in den eben aufgeführten Konflikten Aufmarsch-, Stationierungs- und damit Versorgungsraum für die Heerhaufen der beteiligten Mächte.¹⁶ Spektakuläre Aktionen wie die Eroberung von Christanspries oder die Seeschlacht auf der Kolberger Heide in der Kieler Bucht im Juli 1644, die die dänische Flotte gewann und bei der Christian IV. ein Auge verlor, sowie die Seeschlacht in den küstennahen Gewässern bei Fehmarn, in der eine dänische Flotte von schwedisch-niederländischen Verbänden im Oktober des gleichen Jahres vernichtend geschlagen wurde, blieben eher die Ausnahme.¹⁷ Sie waren zwar Menetekel für die Schrecken des Krieges, die Leid über die unmittelbar Beteiligten brachten, diejenigen, die in der Schlacht verstümmelt oder getötet wurden. Direkt und längerfristig zeigten sie für das Umland ihres Schauplatzes jedoch viel weniger Wirkung als die auf den ersten Blick uns vielleicht relativ harmlos erscheinende schlichte Anwesenheit von Truppen – erst recht, wenn sich diese Anwesenheit über Wochen und Monate erstreckte.

14 Friedrich Schiller: *Die Piccolomini*, 1. Aufzug, 2. Auftritt.

15 Ebd.

16 Eindrucksvoll und quellengesättigt wird die Besatzungspraxis des schwedischen Generals Torstensson auf der Cimbrischen Halbinsel in den Jahren 1643/44 geschildert bei: Peter Englund: *Die Verwüstung Deutschlands. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*. Aus dem Schwedischen übers. v. Wolfgang Butt. Stuttgart 1998, S. 336–343, 354–356.

17 Ebd., S. 338, 376–381.

Johannes Rist, einer der großen Literaten des Frühbarock und nach Paul Gerhardt der wichtigste Schöpfer protestantischer Kirchenlieder im 17. Jahrhundert, war zur Zeit des Torstensson-Krieges Pastor im holsteinischen Wedel. Er verlor durch Plünderungen Haus und Hof und im darauf folgenden Krieg 1657/58 erneut sein Hab und Gut sowie seine wertvolle Bibliothek. Beide Male musste er mit seiner Familie in das relativ sichere Hamburg fliehen.¹⁸

Auch Eutin wird von den Heimsuchungen der Kriege des 17. Jahrhunderts nicht verschont geblieben sein – auch wenn andere Orte die Schauplätze der sogenannten großen Politik stellten. 1597, also ein bis zwei Generationen vor dem hier Geschilderten, hatte der holsteinische Adlige, Politiker und humanistische Gelehrte Heinrich Rantzau, dessen Denken keineswegs nur regional, sondern vielmehr auf europäische Dimensionen orientiert war, seine *Neue Beschreibung der Kimbrischen Halbinsel* veröffentlicht, so der stark verkürzte deutsche Titel des ursprünglich in Latein abgefassten, hochgelehrten Werkes.¹⁹ Darin erwähnt Rantzau natürlich auch Eutin und beschreibt es so, dass man den Eindruck gewinnen kann, es handle sich eher um eine Idylle abseits des Weltgeschehens. Er bezeichnet es als »Oithinum oppidulum«, als das »Städtchen Eutin«. ²⁰ Es sei »zusammen mit der Burg die bevorzugte Residenz der Lübecker Bischöfe«. ²¹ Weiter:

In Eutin wohnen einige Domherren, und man kann dort ein Hospital ansehen, das ein Lübecker Bischof gegründet und mit Stiftungen beschenkt hat. Ebenso eine Kirche, die etwa 1310 von dem Lübecker Bischof Burchard gegründet wurde; in ihr ist die Schwester des Bischofs von Lübeck und Verden, Eberhards von Holle, unter einem steinernen Grabmal beigesetzt, das

18 Zu Rist ausführlich: Horst Joachim Frank: Johann Rist. In: Ders.: Literatur in Schleswig-Holstein. 1: Von den Anfängen bis 1700. Neumünster 1995, S. 330–387.

19 Heinrich Rantzau: *Cimbricae chersonesi* [...] *descriptio nova* (Neue Beschreibung der cimbrischen Halbinsel). In: Heinrich Rantzau (1526–1598) – Königlicher Statthalter in Schleswig und Holstein. Ein Humanist beschreibt sein Land. Schleswig 1999 (Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs, 64), S. 95–161 (lateinische Fassung), S. 197–301 (deutsche Übersetzung). Die Zitate sind der deutschen Übersetzung entnommen. Zur europäischen Orientierung Rantzaus: Reimer Hansen: Der Friedensplan des Heinrich Rantzau und die Irenik der zweiten Reformation. In: Heinz Schilling (Hg.): Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland. Das Problem der »zweiten Reformation«. Gütersloh 1986 (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, 195), S. 359–372.

20 Rantzau: *Cimbricae chersonesi* [...] *descriptio nova* (wie Anm. 19), S. 117, 227.

21 Ebd., S. 227.

auf einem Podest steht. Seinen Markt hält Eutin 14 Tage nach Michaelis (d. h. am 12. Oktober) ab.²²

Das klingt unspektakulär und – wie gesagt – idyllisch. Sieht man sich den Text freilich weiter an, weist diese Idylle deutliche Brüche auf. Er zeigt, wie Eutin im Fokus regionaler Machtinteressen lag und entsprechend umkämpft war. Rantzau schreibt dazu, dass Graf Adolf II. von Schauenburg die Burg Eutin »etwa 1159« dem Bistum Oldenburg, ab den 1160er Jahren zum Bistum Lübeck geworden, zugesprochen habe.

Nach dem Tod König Friedrichs I. von Dänemark [1533, OM] fielen die Lübecker ohne Kriegserklärung nach Holstein ein und eroberten Trittau sowie diese Burg zusammen mit dem Flecken Eutin. Aber später haben unter dem Oberbefehl Christians III. der Ritter Johann Rantzau [der Vater Heinrichs, OM] und holsteinische Edelleute alles zurückerobert, die Lübecker unweit Eutins in die Flucht geschlagen oder getötet. Die Burg selbst aber wurde von Christian III., als er zum König von Dänemark gewählt worden war [1534, OM], dem Lübecker Bischof und Domkapitel zurückerstattet, wobei er Wiedergutmachung für das Beseitigen der Schäden und für seinen Aufwand bei der Rückeroberung forderte. Lübeck hat bis hin zu Herzog Johann Adolf von Holstein, dem jetzigen Amtsinhaber, der am 16. September 1586 gewählt wurde, 36 Bischöfe gehabt.²³

Warum zitiere ich Heinrich Rantzau so ausführlich? Ganz einfach deshalb, weil seine Beschreibung einerseits jene eindeutig idyllische Komponente enthält, andererseits aber sehr deutlich auf die Lage Eutins in einem Konfliktraum von langer Dauer verweist. Schon die Integration Wagriens in den Machtbereich des deutschen Königtums und der Holsteiner Grafen aus dem Haus Schauenburg während der machtpolitisch verwirrend komplexen 1130er und 1140er Jahre war alles andere als ein friedvoller Akt gewesen.²⁴ Die Beschreibung der Vorgänge dann im 16. Jahrhundert, die Rantzau uns überliefert, zeigt erneut die Lage der Stadt im Kreuzungsfeld militärisch-politischer Interessen, jetzt zwischen dem Haus Oldenburg als Inhaber der dänischen Krone und Lübeck. Hinter seinem eher lapidaren Bericht über die lübische Eroberung Eutins und die holsteinische Rückeroberung unter Johann Rantzau 1534 stehen politische, ökonomische und militärische Verwerfungen großer Tragweite. Neben Lübeck und Holstein waren die aufstrebende Handelsmacht

22 Ebd., S. 229.

23 Ebd.

24 Rolf Hammel-Kiesow/Ortwin Pelc: Landesausbau, Territorialherrschaft, Produktion und Handel im hohen und späten Mittelalter (12.–16. Jh.). In: Ulrich Lange (Hg.): Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Neumünster 1996, S. 61–64.

Holland und die dänische Krone in einen Strukturwandel involviert, der von der Veränderung der wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse im Nord- und Ostseeraum ebenso getragen wurde, wie von politischen Wandlungsprozessen, in denen der hansische Städteverbund gegenüber den ihre Macht ausbauenden fürstlichen Territorialstaaten auf Dauer das Nachsehen hatte.²⁵ Diese spannungsgeladenen ökonomischen und politischen Konkurrenzbeziehungen, die langfristige Veränderungen reflektierten, wurden überdies noch durch dynastische Entwicklungen im dänischen Königshaus in ihrer Konflikthaftigkeit angereichert. Sie führten zwischen 1544 und 1581 zur Teilung der Herzogtümer unter die königliche Linie und der des Hauses Gottorf in Schleswig.²⁶

Die politische Landschaft der Herzogtümer nach der Landesteilung von 1581 präsentierte sich in einer herrschaftlichen Gemengelage herzoglich-gottorfischer und königlicher sowie gemeinsam regierter Anteile.²⁷ Eines lässt sich meines Erachtens gut erkennen, nämlich die oft erfolgreiche Absicht, die Küsten von Nord- und Ostsee auch herrschaftlich, sei es für die Gottorfer, sei es für die königliche Linie, miteinander zu verbinden. Das dichte Nebeneinander der Besitzanteile, angereichert noch durch die gemeinsam regierten Anteile, verdeutlicht, dass ein solches Konstrukt auf die Dauer nur in Harmonie zwischen den Linien des Hauses Oldenburg funktionieren konnte. Und das war keineswegs immer der Fall. Das im Vergleich zum dänisch-norwegischen Königreich winzige Gottorf hatte sich gegenüber dem großen Verwandten in Kopenhagen selbst dann noch zu behaupten, als der im Ostseeraum um die Mitte des 17. Jahrhunderts von Schweden zwar machtpolitisch überholt worden war, gleichwohl in Nordeuropa ein noch immer bedeutender politischer Akteur blieb.²⁸

Die königlich-dänischen Anteile an den Herzogtümern Schleswig und Holstein auszubauen, lag in Kopenhagen nahe. Die möglichst umfassende Beherrschung der Cimbrischen Halbinsel bis hinunter zur Elbe als

25 Ulrich Lange: Stände, Landesherr und große Politik – Vom Konsens des 16. zu den Konflikten des 17. Jahrhunderts. In: Ders. (wie Anm. 24): *Geschichte*, S. 163–170. Rolf Hammel-Kiesow: *Die Hanse*. 4. Aufl. München 2008, S. 103–113. Noch immer lesenswert: Philippe Dollinger: *Die Hanse*. 2. Aufl. Stuttgart 1976, S. 401–425.

26 Präziser Überblick: Lange: *Stände* (wie Anm. 25), S. 173–177.

27 Siehe dazu die Karte in: ebd., S. 184.

28 Präziser Überblick: Robert Bohn: *Dänische Geschichte*. München 2001, S. 59–80.

Schwelle zwischen Nord- und Ostsee und als dänisches Tor nach Westen und Süden war ein durchaus attraktives politikstrategisches Ziel. So suchte Gottorf denn gegen solche Ambitionen den Schulterchluss mit Schweden. Schon im Torstensson-Krieg schloss Herzog Friedrich III. von Gottorf im Januar 1644 ein Neutralitätsabkommen, das »nur wenig Schutz« bot und »angesichts des Kriegsalltags der Einquartierungen, Kontributionen und Kriegsschäden bald Makulatur« war.²⁹

Im erneuten Krieg zwischen Dänemark und Schweden in den Jahren 1657 bis 1660, der für Dänemark in den Vertragsschlüssen von Roskilde 1658 und Kopenhagen 1660 zum endgültigen Verlust der Ostseemacht führte, stellte sich Gottorf auf die Seite des schwedischen Siegers und profitierte davon durchaus – zumindest kurzfristig. Das Haus Gottorf konnte sich mit seinen Anteilen am Herzogtum Schleswig aus dem dänischen Lehensverband lösen. Wir würden heute sagen, der Gottorfer war in Schleswig zum souveränen Herrscher geworden. Gleichzeitig jedoch setzte in Dänemark ein fundamentaler innenpolitischer Umstrukturierungsprozess ein, der das überkommene ständisch-monarchische Mischsystem beseitigte und den König ab 1660 faktisch und mit der *Lex regia* von 1665 auch rechtlich zum absoluten Herrscher machte. »Ein [...] Charakteristikum der absoluten Königsherrschaft war die Neuordnung des Militärwesens und dessen gleichsam überdimensionale Stellung im Staat.«³⁰

Und ein absoluter Herrscher, dessen Militäretat schon in Friedenszeiten die Hälfte des Staatsetats auffraß, musste seinen Untertanen beweisen, dass seine Herrschaft sinnbehaftet war. Auch das sollte sich langfristig ungünstig für den kleinen Gottorfischen Staat auswirken.

Kehren wir noch einmal zurück zum vermeintlichen Triumph der Gottorfer von 1658. Was er in der Alltagspraxis vor Ort auch in Eutin bedeutete, schilderte der Pastor der hiesigen Stadtkirche im gleichen Jahr: Die Soldaten der befreundeten Alliierten hätten nämlich geklaut, was das Zeug hielt,

vom Scheffel, mit dem der Kirchenroggen gemessen wurde, bis zur Turmuhr, schlugen die Bürger ›auf gut Türkisch und tribulirten‹ sie [...], waren in Bürgerhäusern einquartiert und

29 Lange: Stände (wie Anm. 25), S. 240.

30 Bohn: Dänische Geschichte (wie Anm. 28), S. 77.

wollten »Fressen und Saufen, Thoback und Brandtwein sampt Futter vor ihr Pferd haben [...], [bedürften] auch Sattel und Zaumen, Kleider und Schuh, Geld und Gewehr.«³¹

Tribuliert, also gequält oder geplagt zu werden, und das »auf gut Türkisch«, diese Ausdrucksweise steht für die besondere Abscheu, die der Pastor für das Verhalten der Soldaten übrig hatte. Vor der Niederlage des Osmanischen Reiches vor Wien 1683 assoziierte man mit dem »Türkischen« den Feind der Christenheit schlechthin. Selbst der Ireniker Heinrich Rantzau sah in den Osmanen, neben den orthodoxen Moskowitern, den großen Widersacher, gegen den sich über die konfessionellen Grenzen hinweg die protestantischen und katholischen Mächte Europas zu verbünden hätten.³²

Das Gefühl, auf die Weise, wie es der Eutiner Pastor beschrieb, *tribuliert* zu werden, gehörte zu der konkreten Erfahrung der Zerbrechlichkeit des Seins, der dauernden Gefährdung durch Krieg, Seuchen und Hunger, die so typisch für die damaligen Zeitgenossen ist und die in der Motivik der Barockliteratur mit ihrem Dreiklang von *Memento mori* (Bedenke, dass Du sterben musst), *Vanitas* (die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Welt) und *Carpe Diem* (Nutze den Tag) ihren Ausdruck gefunden hat. In dieser Begriffstria offenbaren sich die Widersprüche einer Epoche. Deren Denken ist einerseits von der vermeintlichen Nichtigkeit irdischer Existenz angesichts ständiger Bedrohung geprägt. Andererseits aber bietet das *Carpe Diem* einen jener irdischen Existenz Tragfähigkeit gewährenden Imperativ. Es meint schließlich nicht (nur) das genussvolle Erleben des Tages, sondern fordert auch zu planvoller Gestaltung des Lebens und der Lebenswelt auf, wie sie sich in den kulturellen Errungenschaften des Barock manifestiert.

Dem Geschäft der politischen Allianzen lagen indes weit pragmatischere Motive zugrunde, nämlich die politischer Macht- oder manchmal auch bloß Überlebensinteressen. Aber ebenso das Schmieden von bloßen Zweckallianzen, weit jenseits etwa der bis zum frühen 17. Jahrhundert wirkmächtigen weltanschaulich-konfessionellen Gegensätze, gehört zu

31 Lange: Stände (wie Anm. 25), S. 246.

32 Hansen: Friedensplan (wie Anm. 24), S. 364.

den Merkmalen der Epoche nach 1650.³³ Auch das Haus Gottorf bildete da keine Ausnahme. Man versuchte sich zu behaupten, aber die Bindung an Schweden brachte ihm nur ein kurzfristiges Aufatmen. Denn schon der von 1700 bis 1721 geführte Große Nordische Krieg beendete die schwedische Großmachtzeit.

Als in Schweden der junge Karl XII. 1697 neuer König geworden war, dachten seine europäischen Machtkonkurrenten, mit dem unerfahrenen Monarchen leichtes Spiel zu haben. Ein Dreierbündnis aus Russlands Zar Peter I., der die Chance auf die Rückeroberung des Ostseezuganges sah, dem Kurfürsten Friedrich August I. von Sachsen, seit 1697 als August II. auch gewählter polnischer König, der die Schweden aus dem ehemals zu Litauen gehörenden Livland zurückdrängen wollte, sowie König Friedrich IV. von Dänemark-Norwegen hatte sich bald zusammengefunden. Der Dänenkönig fokussierte sich nicht auf die Wiedererrichtung dänischer Ostseeherrschaft. Das wäre für seine Partner wohl nicht akzeptabel gewesen. Vielmehr nahm er einen engen Verwandten, den Gottorfer Herzog in Schleswig, ins Visier. Und das mit Erfolg!

Das Haus Gottorf verlor auf Dauer 1713 seine Anteile am Herzogtum Schleswig an den dänischen König und war somit auf einen holsteinischen Reststaat und das Bistum Lübeck geschrumpft.³⁴ 1773 kam dann auch noch der Rest von Holstein an die dänische Krone. Zwischenzeitlich suchte und fand Gottorf Anschluss an eine der Siegermächte des Großen Nordischen Krieges, an Russland. 1725 heiratete der junge Gottorfer Herzog Karl Friedrich Anna Petrovna, Tochter Zar Peters des Großen. Aber das liegt schon ein bisschen jenseits des Zeithorizonts, auf den ich mich hier konzentriere.

Es bleibt festzuhalten, dass Gottorf permanent danach trachtete, durch Verbindungen zu anderen Ostseemächten seine Position gegenüber Dänemark zu behaupten. Man blieb dabei aber immer »Juniorpartner«. Die damit verbundenen Allianzbemühungen vermitteln einen nachhaltigen

33 Beispielhaft steht dafür: Heinz Schilling: Höfe und Allianzen. Deutschland 1648–1763. Berlin 1989.

34 Siehe dazu die Karte in: Lange: Stände (wie Anm. 25), S. 255.

Eindruck davon, dass man auf der Cimbrischen Halbinsel nicht abseits der großen europäischen Politik lag, sondern mittendrin.

Dynastische Verflechtung war nicht die einzige Überlebensstrategie des Hauses Gottorf. Man erregte Aufmerksamkeit durch das Zurschaustellen eigener kultureller Leistungsfähigkeit. Das betrifft sowohl Gottorf als auch die Entwicklung in Eutin. Ich beschränke mich auf Gottorf, von Eutin handeln Berufenere in den folgenden Beiträgen. Der Gottorfer Hof bei Schleswig, das auch im 17. Jahrhundert allenfalls eine kleine Mittelstadt gewesen ist, präsentierte sich bekanntlich als Musenhof von überregionaler Strahlkraft.³⁵ In den 1650ern entstand ein Barockgarten mit einem Gebäude, das einen hydromechanisch angetriebenen Globus mit mehr als drei Metern Durchmesser beherbergte. Dessen begehbare Kugelschale ließ im Inneren ein Planetarium um den Betrachter rotieren. Der Globus galt europaweit als technische und wissenschaftliche Sensation. Als die gottorfischen Territorien im Nordischen Krieg von den mit Russland verbündeten Dänen besetzt worden waren und Zar Peter vom Dänenkönig Friedrich IV. 1713 auf Schloss Gottorf empfangen wurde, erhielt der russische Herrscher das Wunderwerk zum Geschenk. Es schmückte fortan seine Kunstkammer im neugegründeten St. Petersburg.³⁶

Planung und Leitung des Globusprojektes oblagen Adam Olearius (1599–1671), Hofmathematiker und -bibliothekar des Herzogs Friedrich III., in dessen Dienst er seit 1633 stand. Im gleichen Jahr noch wurde Olearius mit einer Aufgabe betraut, die ein so kurioses wie bezeichnendes Schlaglicht auf die politischen und ökonomischen Vernetzungspotentiale des Herzogtums Gottorf wirft.³⁷ Olearius sollte als Sekretär eine diplomatische Mission an den Moskauer Zarenhof und den Hof des Schahs von Persien in Isfahan begleiten. Ziel war der Aufbau von Wirtschaftsbeziehungen. Das Herzogtum, namentlich das neugegründete Städtchen Friedrichstadt an der Westküste, sollte, so der Plan des Gottorfer Herzogs, in Konkurrenz zu den Niederländern zu einem europäischen Umschlagplatz

35 Dazu die Beiträge in dem umfangreichen Ausstellungskatalog: Heinz Spielmann/Jan Drees (Hg.): *Gottorf im Glanz des Barock. Kunst und Kultur am Schleswiger Hof, 1544–1713*. 4 Bde. Schleswig 1997.

36 Dem Globus widmet sich Bd. IV des Ausstellungskataloges *Gottorf im Glanz des Barock* (wie. Anm. 35).

37 Dazu und zum Folgenden: Mörke: *Geschwistermeere* (wie Anm. 8), S. 129–133.

für Luxusgüter aus dem Orient werden. Für den Warentransit benötigte man das russische Einverständnis. Investoren aus den Niederlanden, die das Monopol der dort 1602 gegründeten *Verenigde Oostindische Compagnie* (VOC) umgehen wollten, sollten als Kapitalgeber gewonnen werden. Der wirtschaftliche Zweck der von 1635 bis 1639 dauernden Orientexpedition, der schon 1633 eine erste Reise nach Russland vorausgegangen war, scheiterte indes gründlich. Es blieb die mehrfach aufgelegte Beschreibung der *Muscowitischen und Persischen Reyse* des Olearius, der mit diesem Werk die wissenschaftliche Reisebeschreibung im deutschsprachigen Raum kreierte.

Die der Persienmission zugrundeliegende Hoffnung auf eine Blüte des kleinen Herzogtums im Rahmen des Welthandels war gewiss nicht realistisch. Gleichwohl ist sie bezeichnend für die Raumvorstellung der Planer. Für sie war die Cimbrische Halbinsel ein offenbar idealer Verbindungsraum im Handel zwischen Ost und West. Das entsprach den jahrhundertalten Gegebenheiten. Ob man jedoch in Gottorf die dramatisch gewandelten politischen und ökonomischen Kräfteverhältnisse erkannt hatte, mag füglich bezweifelt werden. Um den Plan verwirklichen zu können, hätte man die längst dominierende Wirtschaftsmacht der Niederländer dauerhaft aus dem Feld schlagen müssen. Die Erfolglosigkeit der gottorfschen Persienmission und der hochfliegenden Pläne für Friedrichstadt belegen, dass der Schwerpunkt des Handelsnetzwerkes, in das unser Raum eingebunden war, sich im Lauf des 16. Jahrhunderts deutlich nach Westen verschoben hatte, zunächst in die Niederlande und dann im späteren 17. Jahrhunderts nach England. Das wirtschaftliche Augenmerk begann sich auf den Atlantik auszurichten.

Ein Kleinstaat wie Gottorf war in zunehmenden Maß nicht in der Lage, mit eigener Stimme im politischen Konzert mitzuspielen. Nur auf dem Feld dynastischer Verflechtung schien das noch möglich. Spätestens seit dem Dreißigjährigen Krieg war jedoch deutlich geworden, dass dies nicht ausreichte. Mächtegeschichtlich hatten sich seit dem Spätmittelalter fundamentale Veränderungen vollzogen, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts Wirkung zeigten.

An die Stelle hierarchischer oder gradualistischer Konzepte des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, die einzelne europäische Völker und Staaten in ein qualitativ gestuftes, auf die kaiserliche oder päpstliche Spitze bezogenes System einfügten und über dieses in eine gottge-

gebene Ordnung, war nun eine Ordnung getreten, in der jeder Staat im Prinzip gleichberechtigt war und seinen eigenen Interessen folgte.³⁸

Diese Interessen konnten aber nur diejenigen verwirklichen, die über genügend materielle und personelle Ressourcen verfügten, um sich im System europäischer Einflusskonkurrenz, nicht zuletzt durch die Entfaltung militärischer Macht, durchzusetzen. Der Gottorfer Staat gehörte nicht dazu! Dem dänischen Königtum, samt seinem Territorialbesitz in den Herzogtümern sollte es indes gelingen, in dem europäischen Mächtekonkordat weiter zu spielen, freilich nicht die erste Geige.

Ich komme zum kurzen Schluss. *Geschwinde Zeit* hieß es im Titel. Darunter verstanden die Zeitgenossen jene Epoche, in der sich vieles so schnell änderte, dass der Einzelne nur schwierig oder gar nicht damit Schritt halten konnte. Da stand für viele Zeitgenossen seit dem frühen 16. Jahrhundert die – in der Realität nie so existierende – Einheit des christlichen Abendlandes in Frage. Die konfessionelle Konfrontation war mindestens bis ins 18. Jahrhundert virulent. Die Kopernikanische Wende leitete eine neue Sicht der Welt ein. Neue Erdgegenden wurden erschlossen. Das politische Bild Europas war im 16. und 17. Jahrhundert massivem Wandel unterworfen. All das, vieles davon ganz direkt, betraf auch die Cimbri- sche Halbinsel, die Herzogtümer ebenso wie Eutin.

Vor dem Hintergrund jener geschwinden Zeit vollzog sich auch in und mit Eutin ein Wandel durchaus struktureller Art. Das Bild von der Stadt, die noch von Heinrich Rantzau 1597 als so vermeintlich beschauliche Idylle beschrieben worden war, hatte sich indes im Lauf von sechs Jahrzehnten verändert. Caspar Danckwerth, Mediziner und Bürgermeister der Stadt Husum, aus dessen Feder 1652 die *Neue Landesbeschreibung Der Zwey Hertzogthümer Schleswich und Holstein* erschien, die von Johannes Mejer kartographisch gestaltet worden war, setzte einen ganz anderen Akzent. Für Danckwerth stand der Residenzcharakter des Ortes im Vordergrund. Da mag es nicht angebracht gewesen sein, Eutin als *oppidulum*, als Städtchen, zu bezeichnen, wie dies noch Rantzau getan hatte. Schon Bischof Gerold, unter dem 1163 mit der Weihe des Lübecker Doms der Bischofs-

38 Heinz Schilling: Die neue Zeit. Vom Christeneuropa zum Europa der Staaten: 1250 bis 1750. Berlin 1999, S. 446.

sitz von Oldenburg definitiv nach Lübeck verlegt worden war,³⁹ habe Eutin »sehr verbessert / und einen Bischofflichen Hoff oder Pallast daselbst erbawet«. ⁴⁰ Zu seiner, Danckwerths, Zeit ist

die Stadt Eutin / [...] davon das Bisthum Lübeck vom gemeinen Manne auch zuweilen das Bisthum Eutin genennet wird / so noch die Residenz deroselben Bischoffen / [...] ein alter berühmter Ort / und vor etlichen hundert Jahren für eine Vestung gehalten worden.⁴¹

Dass die Bischöfe nunmehr Fürstbischöfe aus dem Haus Gottorf waren und dass dieses königlichen Geblüts ist, weiß natürlich auch Danckwerth zu vermerken und schöpft daraus für Eutin besondere Reputation:

Es ist / wie gesagt / diese Stadt noch heut zu Tage die Bischoffliche Residenz / massen dann Ihr. [o] Fürstl.[iche] Gnaden / der jetzige Herr Bischoff zu Lübeck / Hertzog Hans / Erbe zu Norwegen / Hertzog zu Schleswich Holstein / etc. daselbsten residiret auff dem Bischofflichen Schlosse.⁴²

Für Danckwerth, und sicher nicht nur für ihn, war Eutin in der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht länger ein oppidulum. Es zählte weniger die numerische Größe der Stadt, es zählte jetzt, dass man Residenz eines bischöflichen Fürsten war, eine Residenz, in der sich die Elemente höfischer Barockkultur entfalten konnten.

39 Erich Hoffmann: Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter. Die große Zeit Lübecks. In: Antjekathrin Graßmann (Hg.): Lübeckische Geschichte. 4. Aufl. Lübeck 2008, S. 81–329, hier S. 88.

40 Caspar Danckwerth/Johannes Mejer: Neue Landesbeschreibung Der Zwey Hertzogthümer Schleswich und Holstein. Husum 1652, S. 225.

41 Ebd., S. 229.

42 Ebd., S. 230 (Hertzog Hans: Johann von Holstein-Gottorf, Fürstbischof von Lübeck).